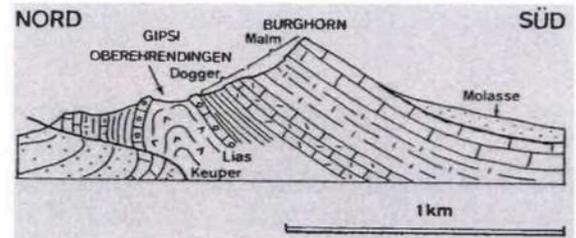


Quellen: „Die Lägern - eine Gratwanderung“, herausgegeben von Rolf Meier und Bruno Meier, Hier + Jetzt, Verlag für Kultur und Geschichte, Baden



69 Geologischer Schnitt durch die Lägern nach Schindler, 1978.
Die Gipsgrube liegt im Kern der Falte.



DIE GIPSGRUBE OBEREHRENDINGEN

Rund 200 Jahre lang hat man in den Oberehrenderinger Gruben Gips gebrochen. Dieser Gips geht zurück auf ein tropisches Meer zur Triaszeit. In diesem Meer bildeten sich Salze, Dolomite, Kalkgesteine und Tone. Der Gips entstand durch Konzentrations-, Verdunstungs- und Ausfällungsprozesse in flachen Becken, die vom offenen Meer abgeschnitten, aber immer wieder überspült wurden. Erst viel später wurden die Schichten gestört, verformt und freigelegt.

Durch den Gipsabbau wurde der Kern des Lägerngewölbes sichtbar. Für Albert Heim, den grossen Schweizer Geologen, gehörte die Gipsgrube zu den schönsten Aufschlüssen im Keuper. Die buntfarbigen Gips- und Mergelschichten sind in Falten gelegt und wurden von einem französischen Geologen einmal als «un arc-en-ciel pétrifié», als «zu Stein erstarrter Regenbogen», bezeichnet. In der Gipsgrube finden wir schwarze, rötliche, grünliche und graue Tone, massigen, gebänderten und knolligen Gips von weisser Farbe, und als Besonderheit seiden glänzende Fasergipsadern. Der Gips wurde vor allem zur Verbesserung des Ackerbodens benützt und zum Teil zu Baugips verarbeitet. Aus besonders schönen Gipsstücken stellte man in Zürich Schmuckgegenstände her.

Mit Pferd und Wagen transportierte man das Gestein in die umliegenden Mühlen, zeitweilig waren sechs Gipsmühlen in Betrieb. Einige stellten ihren Betrieb ein, als in den 1890er-Jahren die Zementfabrik eingerichtet wurde. Die letzte Mühle, in der die weissen und roten Gesteinsbrocken gemahlen wurden (bis 1967), lag in der Tiefenwaag an der Surb. Das Aufkommen modernerer Düngemittel führte Anfang der 1960er-Jahre zur Stilllegung der Gruben. Johann Urban Frei, der «Gipsgrubenheiland», war der Letzte, der hin und wieder noch etwas Gips abbaute.

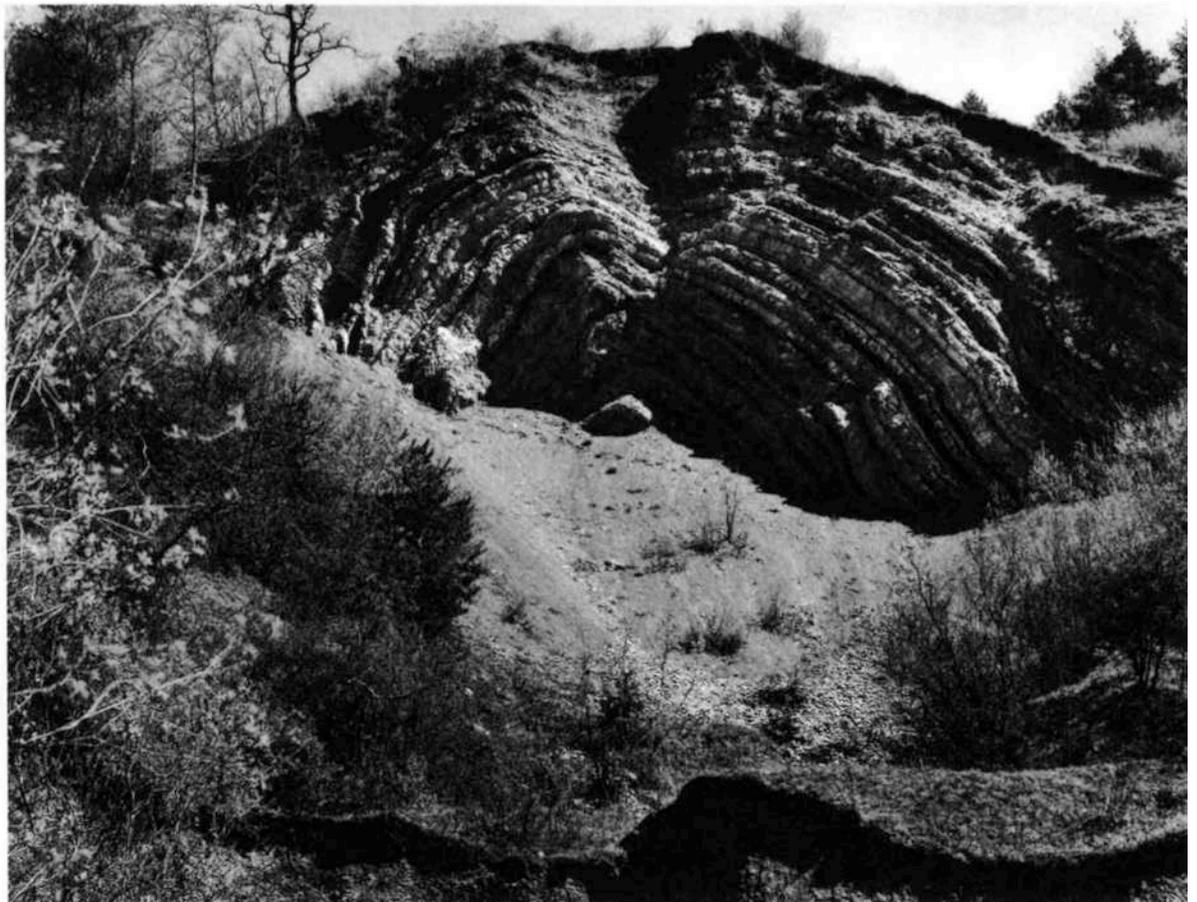
Nach seinem Tod 1978 wurde es still um die Gipsgruben. Die Gips- und Tonschichten verwitterten, die interessanten geologischen Strukturen wurden in dieser feuchten und schattigen Umgebung immer mehr von Sträuchern und Bäumen überdeckt und überwuchert. Dank der Initiative der kantonalen Sektion Natur und Landschaft in Zusammenarbeit mit der Gemeinde und weiteren Interessengruppen sind die Bäume und Sträucher zurückgeschnitten worden, sodass der Besucher das Herz des Lägerngewölbes mit den typischen Steinen des Gipskeupers wieder studieren kann.

Quellen: „Die Lägern - eine Gratwanderung“, herausgegeben von Rolf Meier und Bruno Meier, Hier + Jetzt, Verlag für Kultur und Geschichte, Baden



70 Das Gipsgrubenareal im Frühling 1893 während der Zeit der grossen Abbautätigkeit. Durch den Gipsabbau wurde der Kern des Lägerngewölbes freigelegt. Das Bild stammt aus der 1919 erschienenen «Geologie der Schweiz» von Albert Heim.

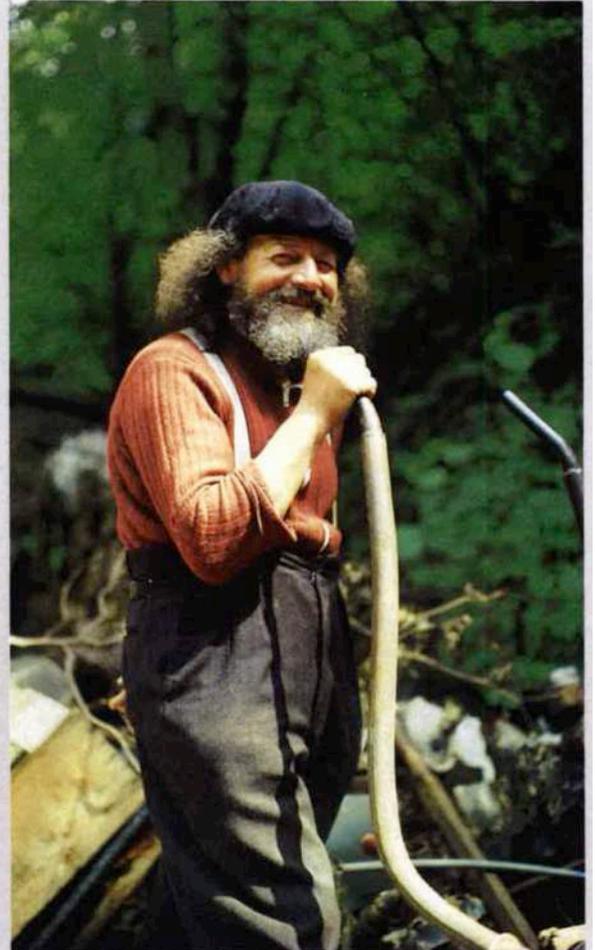
71 Die Gipsgrube um 1950. Der Aufschluss, der in den folgenden Jahrzehnten stark von Sträuchern überwachsen war, ist heute wieder in ähnlichem Umfang sichtbar.



Quellen: „Die Lägern - eine Gratwanderung“, herausgegeben von Rolf Meier und Bruno Meier, Hier + Jetzt, Verlag für Kultur und Geschichte, Baden



72 Der 1978 verstorbene Johann Urban Frei, der «Gipsgrubenheiland», lebte rund 30 Jahre in einer einfachen Hütte im Gipsgrubenareal.



Johann Urban Frei – der Gipsgrubenheiland

Johann Frei (1910–1978), bekannt als «Geissenhans» oder «Schreinerhans», lebte fast dreissig Jahre lang vorwiegend in der Nähe der Ehrendinger Gipsgrube. Er betrachtete das Gipsgrubenareal als sein Reich und sah seine Hauptaufgabe darin, seine Mitmenschen mit der Natur, mit Pflanzen, Tieren und Steinen, vertrauter zu machen. Wer sich gegen die Natur verging, der musste mit Freis Widerstand rechnen. Das bekamen auch die Offiziere zu spüren, die in seiner Gipsgrube Schiessübungen durchführen wollten. Einer geregelten Arbeit konnte und wollte er nicht nachgehen. Sein abgeschiedenes Leben in einer einfachen Holzhütte, vorerst mit der Familie, dann allein, trug ihm den Beinamen «Gipsgrubenheiland» ein.

Durch mehrere Funde hatte er als scharfer Beobachter Aufsehen erregt, zum Beispiel durch die ersten Knochen eines Plesiosaurus auf Schweizer Gebiet (im Besitz des Historischen Museums Baden) sowie durch ein bearbeitetes Hirschhorngeweih aus dem Neolithikum (im Besitz des Vindonissamuseums). In unzähligen Arbeitsstunden legte er oberhalb der Gipsgrube, in der hinteren Schürwiese, in den fossilhaltigen Liasschichten einen Aufschluss frei. Und aus dem Gipsbach in der Nähe des Opalinustons grub er Gesteinsknochen aus, so genannte Septarien, die er unter anderem an der Zürcher Mineralienbörse feilhielt. Frei und ungebunden ging er seinen Lieblingsbeschäftigungen nach, er beobachtete und pflegte die Natur, sammelte Altwaren und studierte Naturbücher. Seine Vertrautheit mit der Geologie führte dazu, dass viele Exkursionsleiter, auch Hochschulprofessoren, dem Gipsgrubenheiland gern das Wort überliessen, wenn sie mit ihren Studenten auf Lägernexkursion waren.

Dass er, der nichts wegwerfen konnte, über Jahrzehnte Abfall und Materialien aller Art ins Gipsgrubenareal schleppte und dort alles liegen liess, dass ausgerechnet er der überzeugende Hüter des Naturparadieses an der Lägern sein sollte, das konnten nicht alle Gipsgrubenbesucher nachvollziehen. Für viele war er ein Sonderling, ein unbequemer Bürger – für einige sogar ein Ärgernis. 1978 starb Johann Urban Frei knapp 68-jährig, und wenige Wochen nach seinem Tod wurde seine Behausung angezündet. Denn nicht alle Leute sahen in ihm einen engagierten Naturschützer, sondern vielmehr einen Tagedieb und Faulenzer. Vielen bleibt er aber auch in Erinnerung als engagierter Mensch, dem ein freies Leben in der Natur mehr bedeutete als Sicherheit und Wohlstand.